

1914 1939
1918 1945

LUDWIG KNOCHE
ARTHUR KRAMP
MAX LEMCKE
JONNY NAGEL

ERWIN NASS
CARSTEN OESTMANN
WILHELM SPRÖTZE
HANS HARRO STOLZE

Das sind nur einige der Namen, die an der Nordwestwand des Turmraumes in der Christianskirche aufgeschrieben worden sind. »Unsere Gefallenen 1939 bis 1945« steht darüber. Sie sollten nicht in Vergessenheit geraten, hat man damals entschieden. Für die Ottenser Männer, die in den Ersten Weltkrieg gezogen sind, wurde ein Stein vor dem Kirchenportal errichtet. Dort ist noch von »gefallenen Helden« die Rede und »Treue um Treue« wird darüber beschworen. In einem Erlass der Bundeswehr heißt es heute:

»In der Geschichte deutscher Streitkräfte ist der Wahlspruch im Wesentlichen durch die Verwendung als Motto der Fallschirmjägertruppe der Wehrmacht geprägt worden. Es ist davon auszugehen, dass seine Verwendung (...) auch als Bekenntnis zu einer Traditionslinie Wehrmacht – Bundeswehr aufgefasst wird. Mit Entscheidung vom 6. Mai 2014 wird die Nutzung des Wahlspruches »Treue um Treue« für das Deutsche Heer im dienstlichen Umfeld in jeglicher Form verboten.«

Im Rahmen der Erinnerung an den zerstörerischen Ersten Weltkrieg, der vor 100 Jahren begann, und den Überfall auf Polen, der im September 75 Jahre her war, wurde neu darüber nachgedacht, wie eine angemessene Kultur des Gedenkens aussehen kann. Die Grundsanierung der Christianskirche und des Kirchhofs bieten einen guten Anlass dazu. Im Turm wurden Mauersteine ersetzt. Die Wand mit den Namen ist davon betroffen. Und für den Kirchhof gibt es schon seit Jahren ein Umgestaltungskonzept.

Im zivilen Leben verschwinden die Gräber gewöhnlich nach 25 Jahren. So sagt es das Recht in Hamburg. Dann werden auf den Friedhöfen die Blumen und Steine weggenommen und die Namen mit ihnen. Das Gedenken muss dann einen anderen Ort finden. Hier werden die Toten vergessen.

Anders scheint es mit der Erinnerung getöteter Soldaten zu sein. Ungezählte Namen sind an die Wand im Nordturm geschrieben. Der

Stein hat über die Jahre Risse bekommen. Die Farbe blättert ab. Die Mauern sind zeitlich. Die Namen aber dürfen es nicht sein. So sagen es die Hamburger Denkmalschützer. Diese Namen müssen bleiben. Sie sollen restauriert und konserviert werden. »Unsere Gefallenen«. Das sind ausnahmslos Männer. Sie haben getötet und wurden getötet: Wehrmachtssoldaten.

Sicher waren auch Jungs dabei, gerade mit der Schule fertig, die eingezogen und an die Front transportiert wurden, vor Angst in die Hosen gemacht, geweint, gebetet haben und zerschossen wurden. Oder auch verzweifelte Männer, die lieber bei der Frau bleiben wollten, als Krieg zu führen.

Davon zeugt der Grabstein für Enrique Nollau vor dem Südportal. 1896 geboren. 1914 verwundet und im damaligen Bromberg gestorben. Die Eltern haben ihren toten Sohn nach Hause geholt. Einer der wenigen, die nicht in den Massengräbern in Belgien, Frankreich und Russland beerdigt wurden. Sein Name blieb. »Unser einzig Kind« haben die Eltern groß auf den Stein setzen lassen. Darunter etwas kleiner aber auch: »Es war doch schön, dass ich mitgegangen bin!« Wahrscheinlich ein Eintrag aus seinem Tagebuch. Dennoch: Hier wird die Trauer um den einzelnen Menschen, das einzige Kind deutlich. Und damit der Schrecken des Krieges.

Auf der Wand im Turm wird die Trauer nicht deutlich. Und neben den verzweifelten in den Krieg Gezwungenen wird genauso sicher auch Ottenser Männern gedacht, die ihre Menschlichkeit abgelegt haben, die gnadenlos auf Jagd waren. Die beteiligt waren an gezielten Kopfschüssen, dem Mord an jüdischen Frauen und Kindern, dem Abbrennen von Häusern unter dem Befehl, keine Gefangenen zu machen. Wehrmachtsgrauen. Die meisten Opfer sind erst einmal Täter.

In der Christianskirche, wo in Gottes Namen gebetet und gefeiert wird, sollen sie bewahrt werden. Die zahllosen anderen nicht. Nicht die

Frauen, nicht die Kinder, die Kriegsgefangenen und die Deportierten, die Deserteure und die Widerständigen. Sie haben hier kein Recht auf Denkmalschutz, weil ihnen kein Denkmal gesetzt wurde in der Nachkriegszeit. Die einen natürlichen Tod sterben und nach fünfundzwanzig Jahren verschwinden.

Die Männer aus Ottensen besitzen Ewigkeitsrecht. Sie werden dem Denkmal zugerechnet. Sie bekamen den Ehrenplatz. Ihr Gedenken muss geschützt werden. Von Staats wegen. Die jüdischen Namen vom Ottenser Friedhof wurden vor Jahren mit Mühe gerettet. Eine Namenstafel im Mercado im Zwischengeschoss erinnert an sie. Dafür sorgten widerständige Rabbiner und einsichtige Investoren. Keine Behörde. Keine Kirche.

Was kann unsere kirchliche Einsicht sein? Auch wenn man heute eher achtlos vorübergeht. Die Wand steht unter dem Verdacht, dem Krieg einen rückwirkenden Sinn zu geben und die Frage nach der Schuld abzuwehren. Die kollektive Unfähigkeit zu trauern wurde Nachkriegsdeutschland diagnostiziert. Die Väter und Kriegsleute wollte man nicht vergessen. Aber die Tränen, die wollte man vergessen.

Die Gedenkkultur hat sich in den Jahrzehnten verändert. Zunächst einmal aber im öffentlichen Raum. Zeichen dafür sind zum Beispiel die »Black Form«, der schwarze Quader vor dem Altonaer Rathaus zum Gedenken an die ermordeten Altonaer jüdischen Glaubens; die Erinnerungstafeln im Mercado, die KZ-Gedenkstätte Neuengamme und die Schule am Bullenhusener Damm. In den Kirchen aber wurde meist konserviert. Auch in der Christianskirche.

Und damit galt das Angebot, das eigene freie Gewissen doch den gesellschaftlichen Inszenierungen und Konserven anzuvertrauen. Was dann aber weiterhin durchscheinen kann, ist die männliche Botschaft, die Mitte des Lebens am Rand zu vermuten, wo der Kampf ist und keine Kompromisse. Wo Opfer und Lebens-

Der Grabstein von Enrique Nollau





Hans Bunge beim Arbeiten auf dem Gerüst in der Christianskirche

gefährdung zum eigentlichen Leben werden. Der Krieg wird dann zur Äußerung des Lebenswillens, nicht der Frieden.

Karl Barth notiert 1914, »dass bei den Deutschen Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander« geraten sind. Es bleibt an diesen Orten der Vergangenheit noch viel Arbeit, das Durcheinander zu entflechten und es neu an die Wände zu schreiben und in die Landschaft zu setzen: Selig sind die Friedensstifter. Mit der Kirchensanierung ist Chance dafür.

Den Steinarbeiten sind einige Namen zum Opfer fallen. Mit dem Künstler Hans Bunge wird eine Idee zur Kommentierung der Namen verwirklicht. In einer Intervention setzt er sich mit dem Gehalt und der Entwicklung der Gedenkwan auseinander. Vor Beginn der Bauarbeiten haben er und Dorothea Kyrieleis die Namen im Umfeld der Wandrisse auf eine transparente Persenning übertragen. Buchstabe für Buchstabe. Name für Name. Auch die Mauerrisse selbst, die sich durch und über die Turmwand und die Namen ziehen, sind abgezeichnet. Das Schriftfeld, das der Sanierung »zum Opfer« fällt, wird auf der Persenning rekonstruiert. Um den Verlust deutlich zu machen, erscheinen die Namen und Namensfragmente nun aber weiß

auf dunklem Grund. Auch die mit den Arbeiten verputzten und geglätteten Risse kommen wieder zum Vorschein. Mit einer Farbe aus dem Mehl von entfernten Ziegel-Bruchstücken werden sie aufgemalt und gehen, wie vorher durch die Zeilen der Gedenkwan, gleichsam wie Blitze durch die Namen der Gefallenen.

Hans Bunge will durch seine Intervention Verluste, Brüche und Zerrissenheit sichtbar machen: Die durch Krieg und Gewalt zerrissene Leben. Aber auch an das Leid der Angehörigen. Sie waren und sind mit jedem Namen auf der Gedenkwan verbunden.

Im September provozierte eine temporäre Kunstaktion von Axel Richter und Hans Bunge zum Innehalten und Nachdenken über die Gedenk- und Grabsteine um die Kirche. An der Betty-Levy-Passage, am Gedenkstein vor dem Kirchenportal und am Grabstein von Enrique Nollau wurden Wäscheleinen gespannt. Einfache weiße Laken, Hosen, Hemden hingen dort eine Zeit lang neben vergrößerten Feldpostkarten und Kriegsgebeten. Im kommenden Jahr werden wir entscheiden, wie das Gedenken auf dem Ottenser Kirchhof gestaltet werden soll. Sicher ist: Was die Bundeswehr verbietet, sollte nicht viel länger unkommentiert auf dem Ottenser Kirchhof zu lesen sein ■

von Pastor Frank Howaldt



Irritation der Gegenwart an Orten der Vergangenheit

Erinnerungskultur in der Nordkirche – ein Gespräch mit Pastor Ulrich Hentschel

Pastor Ulrich Hentschel arbeitet – nachdem er 18 Jahre an der Altonaer St. Johannis-Kirche tätig war – seit 2010 als Studienleiter in der Evangelischen Akademie. Sein Themengebiet ist die »Erinnerungskultur«. Von seinem Dienstszitz an der Königstraße kann er direkt auf die Christianskirche schauen. 2014 hat er Aktionen zum Gedenken und Nachdenken anlässlich des Beginns des Ersten Weltkrieges vor hundert Jahren in Ottensen mitgestaltet. Für das Kirchspiel haben wir ein Gespräch mit ihm geführt.





KS: Eine ganze Pastorenstelle für »Erinnerungskultur«. Das ist neu in der Nordkirche.

Ulrich Hentschel: Ja, aber über dieses Angebot musste ich nicht lange nachdenken. In meiner Arbeit als Gemeindepastor habe ich mich schon seit vielen Jahren für die lange verweigerter Aufklärung der Geschichte vor allem der Kirche in Altona engagiert. Wir haben z. B. ein Büchlein unter dem Titel »Fehlanzeige« veröffentlicht, in dem es um die zögernde Aufarbeitung der NS-Vergangenheit der Kirche in Altona geht. Dieses Nachdenken geschah sehr spät, aber in Altona immerhin sehr intensiv und auch öffentlich. Die Kirche lädt in jedem Jahr am 28. November zu einer Kundgebung am Altonaer Bahnhof ein. Zum Gedenken an den Tag im Jahr 1938, an dem zum ersten Mal jüdische Menschen zwangsweise nach Polen gebracht wurden. Die meisten sind später ermordet worden. Dieses öffentliche Gedenken geschieht seit zehn Jahren. Die Beteiligung ist leider sehr gering. Alle finden das Thema wichtig, aber wenn es an die Umsetzung geht, ist anderes wichtiger.

KS: Bei der St. Johanniskirche an der Max-Brauer-Allee wurde vor Jahren eine Umgestaltung des Kriegerdenkmals vorgenommen.

Ulrich Hentschel: Für mich war immer klar, dass Friedenspredigten eine entsprechende Praxis brauchen. So haben wir uns entschieden, sichtbar am Denkmal vor der Kirche ein Zeichen zu setzen. Das ist jetzt zwanzig Jahre her und hat viele Diskussionen eröffnet. Durch die Bekanntheit mit einem jüdischen Ehepaar aus Minsk hat sich auch ein Gemeindeengagement für die Überlebenden der deutschen Massenmord-Politik ergeben. Ich meine, mindestens ein Projekt in jeder Gemeinde sollte sich auf die anhaltende Verpflichtung den Überlebenden gegenüber beziehen.

KS: Es gibt vermehrt Stimmen, die die schuldbelastete Vergangenheit für abgeschlossen halten.

Ulrich Hentschel: In juristischer Hinsicht würde ich auch nicht von gemeinsamer Schuld sprechen, in theologischer Hinsicht schon. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass manche Ideologien, gebrochen zwar, in anderen Worten und Bildern fortbestehen. Der Blick in die Geschichte zeigt, dass die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik, den nächsten Krieg nicht verhindert hat. Das war ja eine sehr lebendige Zeit. Vielfältig, demokratisch, offensiv. Die Presse-landschaft war durchaus kontroverser als heute. Wie war es möglich, dass sich innerhalb kürzester Zeit vor allem auch gebildete, junge Leute in das System des Schreckens integriert haben und ihm dienen?

KS: Kann eine angemessene Gedenkkultur eine gute Antwort sein?

Ulrich Hentschel: Dies ist meine Arbeitsaufgabe. Dort, wo die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig ist, können Provokationen und Irritationen hilfreich sein und zum Nachdenken anregen. Das haben wir um die Christianskirche mit einer künstlerischen Intervention versucht. Kleidung und Feldpostkarten an Wäscheleinen über den Grab- und Gedenksteinen. Wir haben Irritationen ausgelöst, auch Unverständnis, aber auch Wirkung, manchmal für einen Moment. Irritation der Gegenwart an Orten der Vergangenheit. Die Information muss immer dazu kommen.

Ich wehre mich gegen ritualisierte Formen des Gedenkens. Das sind meist nur Betroffenheitsreden und entsprechende Gesten. Die Botschaft ist oft: »Wir haben die Vergangenheit bewältigt. Wir sind ein besseres Land. Weltmeister in Erinnerung!« Ich halte das für deutsche Überheblichkeit.

Geplant werden neue Mahnmale für die in Afghanistan getöteten Soldaten. Die Kirche sollte da Widerspruch anmelden. Es wird wieder nicht der einzelne Mensch betrauert, sondern militärpolitischer und nationaler Sinn gestiftet. Über die toten Frauen und Kinder in Afghanistan wird nicht gesprochen.

KS: Die Kirchen mit ihren Gefallenentafeln und Gedenksteinen müssten dann doch erst die eigenen Hausaufgaben machen?

Ulrich Hentschel: Sicher. Wie damit umgegangen werden kann, muss immer vor Ort entschieden werden. Diese Steine und Tafeln dürfen eine Kirche nicht dominieren und zur Gruft machen. Diese historischen Zeugen sollten bleiben, aber man muss sie klar kommentieren. Zum Beispiel mit Worten: »Diese Männer waren Mitglieder unserer Gemeinde. Sie zogen in den Krieg. Sie töteten in diesem Krieg. Sie wurden selbst getötet. Wir erinnern daran mit Trauer und Schrecken und wollen dafür arbeiten, dass deutsche Frauen und Männer nicht mehr in einen Krieg ziehen.« Also: angemessen antworten, nicht die Spuren einfach tilgen. Sichtbar machen. Nicht verstecken. Nutzen und dokumentieren. Es wird Debatten darüber geben, die sein müssen. Es wird Stimmen geben, die vom Verrat an den Toten reden. Schmerz und Streit, der dabei entstehen kann, ist verdrängter Schmerz und Streit. Viele Menschen fühlen sich aber auch verstanden und erleichtert, weil sie von ihren Vätern wissen, wie verzweifelt sie waren und wie wenig sie noch Helden sein wollten. Die Kirche spricht vor allem in ihrem Namen. Die kritische Reflektion solcher Zusammenhänge kann uns davor bewahren, in der Gegenwart an falschen und gefährlichen Traditionen festzuhalten oder diese wieder zu beleben ■

Das Interview führte
Pastor Frank Howaldt